



Linda Brüheim und Dr. Thomas Kötter (r.) diskutieren im Hörsaal des Turmgebäudes mit den Vorsitzenden der Fachschaft Medizin der Uni Lübeck, Fabian Dib (2. v. l.) und Jannik Prasuhn, die Ergebnisse der bisherigen Befragung zur Studierendengesundheit.

Foto: Lutz Roeßler

Der Lübecker Weg: Strategien gegen den Prüfungsstress

Wie sieht die Ausbildung der Zukunft aus? Die Uni befragt regelmäßig ihre Studenten, was sie belastet. Das ist so vorbildlich, dass jetzt sogar das „Ärzteblatt“ darüber berichtet.

Von Michael Hollinde

Ein Jahr ist es für Fabian Dib jetzt her, dass er die erste große Hürde in seinem Studium genommen hat. Hürde? Für die meisten Medizinstudierenden ist es wohl eher der Mount Everest, den sie mit der ersten ärztlichen Prüfung – auch Physik genannt – bezwingen müssen. „Das stimmt, da wird vieles mystifiziert“, gibt der 26-Jährige, der sich in der Fachschaft Medizin an der Lübecker Uni engagiert, zu. Und von Kommilitonen weiß er, dass sie an dieser Schwelle – obwohl lediglich fünf Prozent durchfallen – durchaus massive gesundheitliche Probleme hatten und haben.

Für Dr. Thomas Kötter ist das nichts Neues. „Medizinstudenten sind per se eine besondere Risikogruppe für Burnout“, fasst er zusammen, „wenn sie ins Studium starten, erfreuen sie sich in der Regel bester Gesundheit und stechen diesbezüglich im Vergleich zu Studenten anderer Fächer auch hervor.“ Im Verlaufe der ersten vier Semester – die auch als Vorklinik be-

zeichnet werden – trete dann in Richtung Physikum eine deutliche Verschlechterung ein. Der 33-Jährige aus dem Uni-Institut für Sozialmedizin kann dies mit Zahlen belegen, da er seit zwei Jahren die auf sieben Jahre angelegte Studie „LUST“ auf dem Campus leitet. Die vier Buchstaben stehen dabei für „Lübeck University Students Trial“.

Dass sich eine Hochschule so sehr für die Gesundheit der eigenen Studierenden interessiert und sich dann darum auch kümmert, ist eher ungewöhnlich. „Kein anderer Standort bundesweit widmet sich in dieser systematischen Art und Weise diesem Thema“, betont Studiengangleiter Prof. Jürgen Wes-

termann. Anlass genug für ihn, um darüber in der neuesten Ausgabe des Deutschen Ärzteblatts, dem Standesorgan der Bundesärztekammer und der Kassenärztlichen Bundesvereinigung, zu berichten. „Denn derzeit evaluiert der Wissenschaftsrat die Modellstudiengänge Medizin hierzulande“, merkt Westermann an. Man müsse allerdings nicht gleich immer alles zu einem „Modell“ umkrepeln; man könne vieles durch gezieltes und aufmerksames Nachbessern zum Positiven verändern und entsprechend zukunftsfähig aufgestellt sein.

Als Beispiel nennt er die Möglichkeit, bei der Gestaltung der Studienordnung, des „Curriculums“, darauf zu achten, wie die Belastung

der Studenten ist. „Seit 13 Jahren werden bei uns alle Medizinstudenten jeweils zum Semesterende um eine Einschätzung ihrer gefühlten Belastung gebeten“, sagt die Evaluationsbeauftragte Linda Brüheim. Nachdem diese Abfrage beispielsweise 2001 ein eklatantes Ungleichgewicht innerhalb der Vorklinik offenbart habe, sei der Kursus der makroskopischen Anatomie vom dritten in die beiden ersten Semester verlegt worden. „Und trotz objektiv verschiedener Unterrichtszeiten trat rasch eine gleichmäßigere Verteilung der gefühlten Belastung ein“, so Brüheim.

Zum „Lübecker Weg“ gehört ebenfalls, parallel zu den Forschungsschwerpunkten drei Lehrschwerpunkte, die sich durch das ganze Studium ziehen, zu entwickeln. „Das erleichtert die Orientierung und bietet früh Anknüpfungspunkte für eine Doktorarbeit“, so Westermann. Beim Stressfaktor „Physikum“ allerdings wird noch nach Strategien geforscht. „Stressbewältigungsprogramme könnten helfen“, sagt Thomas Kötter. „Das werden wir aber noch erforschen.“

Drei Lehrschwerpunkte

Die Uni Lübeck hat sich dazu entschieden, im Studiengang Humanmedizin parallel zu den Forschungsschwerpunkten die drei Lehrschwerpunkte „Notfallmedizin und Bildgebung“, „Kommunikation“ sowie „Klinische Immunologie“ weiterzuentwickeln. Am weitesten fort-

geschritten ist der Lehrschwerpunkt „Kommunikation“, der sich nicht nur um das Arzt-Patienten-Gespräch dreht, sondern auch die Kommunikation mit anderen Gesundheitsberufen – wie in der Berufspraxis auch – in den Blick nimmt.